

ein "uferloser Malachit ergrünte das Meer", "verfärbte die See sich in ein lichthelles Türkis". Wie wenig Farben im Meer das Mit- und Ineinander zu scheuen haben, hielt der Kunstmaler Joseph Anton Schneiderfranken (Bô Yin Râ) in zwei seiner Griechenlandskizzen fest: "Meerlandschaft mit Segelboot" und "An der Bucht von Syra".

Vermögen Gemälde, Prosa oder Gedicht etwas zur Aufhellung des Rätsels Meer beizutragen oder vertiefen sie dieses eher? Bleibt dieses Rätsel nicht, für jeden Menschen neu, als Herausforderung und damit zeitlos in seinem Bestand? Ob es der Odenwälder Komponist Joseph Martin Kraus "eine ganz neue Empfindung für mich" nennt, als er im April 1778 in die Wahlheimat Schweden übersetzt und dabei das Meer kennenlernt, Oskar Kloeffel "Herzenseüste" in die Meere peitschen läßt oder Michael Gebhardt an der Adria erfährt "Bescheidung erfordert das Meer", es tritt, aus all diesen Zeugnissen der inneren Bewegung durch das Meer, dem Menschen etwas von jener schieren Grenzenlosigkeit entgegen, das ihn zwingt, Maßstäbe anzuerkennen, die nicht den seinen entsprechen. Angesichts des Meeres erkennt der

Mensch seine relative Kleinheit, wie sie Caspar David Friedrich im bekannten Bild "Der Mönch am Meer" demonstriert. Doch die Wahl eines Mönchs, als Gegenpart zur Ostsee, spricht ebenso für die Relativität des Maßstabes, wie die Tatsache, daß es möglich ist, dem Rätsel Meer im Schöpfungsakt von Text, Bild und Ton etwas von dem abzulauschen, was der Mensch zu reflektieren vermag. Max Dauthendey meint es, wenn er in der 4. Szene seines Dramas "Glück" die Muscheln den Namen des Geliebten raunen oder "Sun", im gleichnamigen Schauspiel, sagen läßt, ein jeder Tropfen, jede Muschel und jeder Stein "schließt für mich Welten, warme Welten ein."

Das mündet in jene Sehnsucht, deren Gesang im "Sun" auch die Meerestiefe umfaßt, und die ähnlich Michael Georg Conrad empfindet, während die "Eichen am Steine" über das Meer rauschen. Vielleicht löst Max Dauthendey doch ein Geheimnis der Faszination, weil er im folgenden Gedicht die Stimme des Meeres und die unseres Blutes in Analogie setzt. Er hätte damit, auch biologisch betrachtet, nicht einmal Falsches empfunden und der Sehnsucht zumindest ein Motiv entlockt.

Am Ufer bei uralten Steinen

Mein Ohr, das ist voll Stimmen
Die Luft schallt um mich her,
Am Ufer bei uralten Steinen
Spricht mit sich laut das Meer.

Es wird nie fertig mit Reden,
Was weiß es nur, daß es nie ruht?
Erzählt es von seiner Geliebten?
Das Meer, das spricht wie mein Blut.

Erich Mende, geboren 1920, lebt als freier Schriftsteller bei München. Er ist ständiger Mitarbeiter, vorwiegend für die fränkischen Programme, von Hörfunk und Fernsehen des Bayerischen Rundfunks, aber auch des Philosophischen Literatur-Anzeigers. Er schreibt seit mehr als zehn Jahren für "Frankenland" und für die historische Zeitschrift "Damals", teilt sich mit Dr. Gerstner in der Schriftleitung der Vierteljahreszeitschrift "Schauen und Bilden" und publiziert im Schweizer Wochenjournal "Leben und Glauben". Dazu kommen gelegentliche Beiträge für andere Kulturzeitschriften, Fachaufsätze in "Philosophia Naturalis" und historische wie philosophische Vorträge. Für seine Verdienste um die fränkische Dichtung erhielt er 1979 die Dauthendey-Plakette.

Walther von der Vogelweide

Herr Walther ruht im Lusamgarten,
wo lustig Vögel auf dem Grabstein singen.
Es ist, als würde eine Harfe klingen,
bevor sie in die hohen Lüfte starten.

Glocken läuten – eine Kerze brennt.
Die großen Türme werfen lange Schatten.
Ein neuer Tag grüßt diesen kühlen Garten,
der Hunderttausende von Tagen kennt.

Wer fragt die Steine nach dem Alter?
Ein Schmetterling umkreist der Staufer Bogen,
durch die bereits Jahrhunderte sich wogen.
Ein buntes Vöglein zwitschert für Herrn Walther.

Wie lange mag der Traum wohl dauern?
Die Bienen summen noch die alte Weise;
der Stein indes bleibt stumm, der Atem leise.
Die Hast der Zeit jagt außerhalb der Mauern.

Sehnsucht

Das Zirpen
einer Grille
erweckt in mir
die Sehnsucht
nach daheim.

Ich träume
von Störchen
auf grünen Wiesen
und von Fröschen
im Wassergraben,
über denen
weiße Wolken
am blauen Himmel
ziehen.

Ich träume
von damals
und bin
doch daheim.

Warum?

Die Hoffnung,
Du würdest etwas fragen,
hat mich zum Schweigen
gebracht.
Wir blockieren
unsere Stimmen,
und die Zeit vergeht.
Dabei wäre noch
so viel zu sagen.
Warum
reden wir nicht?

Heinz Otremba, 1931 in Schlesien geboren. Lebt seit 1945 in Franken. Verheiratet, vier Kinder. Mitgeschäftsführer eines Zeitungsverlages und Prokurist eines Druck- und Verlagshauses in Würzburg. Herausgeber und Autor mehrerer Bücher.